

Silova, Iveta/Piattoeva, Nelli/Millei, Zsuzsa (Hgg.): *Childhood and Schooling in (Post)Socialist Societies. Memories of Everyday Life*.

Palgrave Macmillan, Cham 2018, 297 S., 14 Abb., ISBN 978-3-319-62790-8.

Hinter dem vorliegenden Sammelband zur Kindheitsgeschichte steht ein ehrgeiziges Ziel. In der Einleitung formulieren seine drei Herausgeberinnen den Anspruch, das von Ihnen konstatierte Masternarrativ von „sozialistischer Kindheit“ als uniformer und von Ideologie durchdrungener Lebensphase zu dekonstruieren. Um dieses Narrativ durch offenere Deutungsangebote zu ersetzen, versammelt der Band Beiträge von über einem Dutzend Autor\*innen, die sich kindlichem (Er)Leben über die Methode der Autoethnografie annähern. Diese Methode fokussiert im Gegensatz zur Beobachtung des Verhaltens anderer auf die Reflexion der jeweils eigenen Kindheit im Kontext der Familie, Schule und Freizeit unter retrospektiver Ergründung der damit zusammenhängenden Haltungen, Emotionen und Verhaltensweisen.

Dieser Versuch lässt sich grundsätzlich in zwei aktuelle Forschungsströmungen einordnen. Auf der einen Seite in den Trend zu gesellschafts-, alltags- und kulturgeschichtlichen Arbeiten, die sozialistische Gesellschaften als eine Variante der „organisierten Moderne“ (Peter Wagner) analysieren; auf der anderen Seite in die boomende Kindheitsforschung, die sich seit einigen Jahren verstärkt Aspekten der Kindheit in staatssozialistischen Ländern widmet. Dabei wurde nachgewiesen, wie stark solche Regime Kinder als wichtige politische, propagandistische und pädagogische Ressource im Aufbau der neuen Gesellschaft betrachteten.<sup>1</sup> Um Kinder aber nicht nur als Objekte von Erziehung und Politik zu zeigen, sondern sie auch als Akteure zu begreifen und ihrer Subjektivität näher zu kommen, erschließt die Forschung zunehmend neue Quellen. So konnten Wissenschaftler\*innen mithilfe von Interviews, Zeichnungen, Fotos und anderen Ego-Dokumenten mehr darüber in Erfahrung bringen, wie Kinder die Zeiten der Revolution, Entwurzelung und Neuordnung Ost(mittel)europas zwischen 1917 und 1953 erlebten.<sup>2</sup>

Auch den Herausgeberinnen des Bandes geht es um die Perspektive der Kinder, die allerdings über die Erinnerung der Autor\*innen an ihre eigene Kindheit und Jugend erschlossen werden soll. Die zehn Beiträge erproben dementsprechend auto-, duo- und kollektivbiografische Verfahren zur Herstellung intersubjektiver Verständigung über das, was „(post)sozialistische Kindheiten“ – ausdrücklich im Plural

---

<sup>1</sup> Kelly, Catriona: *Children's World. Growing Up in Russia, 1890-1991*. New Haven/Connecticut, London 2007; Knapík, Jiří u.a.: *Děti, mládež a socialismus v Československu v 50. a 60. letech* [Kinder, Jugend und der Sozialismus in der Tschechoslowakei in den 1950er und 1960er Jahren]. Opava 2014.

<sup>2</sup> Baron, Nick (Hg.): *Displaced Children in Russia and Eastern Europe, 1915-1953. Ideologies, Identities, Experiences*. Leiden, Boston 2016 (Russian History and Culture 15).

– ausmachte. Das ist als wissenschaftliches Experiment interessant und führt zugleich auf wichtige Themenfelder der Alltagsgeschichte von Kindern und Jugendlichen im Sozialismus. So gleichen Helga Lenart-Cheng und Ioana Luca in dialogischer Form ihre Erinnerungen an das Leben im spätsozialistischen Ungarn und Rumänien miteinander ab. Dabei kommen sie zu dem Ergebnis, dass in den Familien die Fassaden der Regime schon früh entlarvt worden seien und halb- oder inoffizielle Räume Kindern und Jugendlichen eine kreative Freizeitgestaltung ermöglicht hätten. Libora Oates-Indruchová konfrontiert die postulierte Geschlechtergleichheit in der sozialistischen Tschechoslowakei mit den Erfahrungen der Ungleichbehandlung, die sie als Mädchen in den 1970er und 1980er Jahren im Bildungs- und Erziehungssystem machte. Ondrej Kaščák und Branislav Pupala analysieren die räumlichen Verankerungen ihrer Kindheiten im slowakischen Teil der Tschechoslowakei – nicht, um die Spezifika dieses oft marginalisierten Landesteils hervorzuheben, sondern ihn im Gegenteil in ein Bild heterogener sozialistischer Kindheiten einzuordnen. Dabei betonen sie die dominierenden Gegensätze zwischen dem traditionellen Land und der modernen Stadt beziehungsweise zwischen der ideologischen Arbeit in der Pioniergruppe und der selbstbestimmten Freizeit. Irena Kašparová schildert anhand von Tagebucheinträgen und Briefen, die sie an eine russische Brieffreundin schrieb, ihre Kindheit als Tochter eines Vikars in der sozialistischen Tschechoslowakei. Liegt bei ihr der Fokus auf der Opposition gegen das Regime, bekennt sich Violette Hoang-Phuong Ho dazu, noch heute stolz auf den „Good Children Award“ zu sein, den ihr der vietnamesische Staat 1986 verliehen hatte. Dieser Preis belege, dass das Regime nicht nur mit Repression, sondern auch mit positiver Verstärkung gearbeitet habe. Anna Bogic konstatiert in ihrem Beitrag eine Depolitisierung und Renationalisierung des Schulunterrichts im zerfallenden Jugoslawien. Elena Aydarova, Iveta Silova, Nelli Piattoeva und Zsuzsa Millei versuchen nachzuweisen, dass das Tragen oder Nicht-Tragen von Haarbändern und Schleifen als mikropolitische Akt ein Ort des Widerstands und Eigensinns von Kindern in verschiedenen sozialistischen Regimen sein konnte. Alfiya Battalova deutet den Umstand, dass sie aufgrund einer erworbenen Behinderung in den 1990ern zuhause unterrichtet wurde, im Nachhinein positiv, da die neoliberale Transformation Russlands die segregativen Tendenzen sowie die schlechte Finanzierung und Ausstattung des aus der Sowjetunion übernommenen Sonderschulsystems weiter verstärkt hätte. Ela Przybylo und Polina Ivleva gehen den heteronormativen und desexualisierenden Implikationen des Unterrichts in einer russischen und einer polnisch-kanadischen Schule nach, bevor abschließend Jinting Wu die Erinnerungen ihrer Mutter an die Kulturrevolution und die Transformationen des kommunistischen Chinas rekonstruiert. An diese Beiträge schließen sich eine weitere theoretisch-methodische Reflektion der Herausgeberinnen sowie fünf Kommentare von Vertreter\*innen verschiedener Disziplinen wie der Kindheitsforschung, der Internationalen Beziehungen oder der Gender Studies an, die die Erträge des Bandes eher cursorisch als systematisch einordnen.

Die Entschiedenheit, mit der die Herausgeberinnen überkommenen Bildern von Kindheit im Sozialismus den Kampf ansagen, wäre eigentlich zu begrüßen, gerade auch, weil sie diese Ansage mit einem gewagten methodischen Experiment verbin-

den. Doch ist die Lektüre des Buches zum Teil enttäuschend. Die Herausgeberinnen werfen der Soziologie, den Erziehungswissenschaften und der Psychologie vor, ein einseitiges und eindimensionales Kindheitsbild zu perpetuieren. In Verbindung mit Stereotypen des Kalten Krieges seien Kindheiten in sozialistischen und postsozialistischen Gesellschaften abgewertet worden. Diese festgefahrenen Narrative gelte es mittels dekolonisierender Ansätze wie dem „de-linking“ zu widerlegen. (S. 235-237) Die mitunter in einem missionarischen Ton wiederholte Kritik wird jedoch mittels eines wenig überzeugenden methodischen Ansatzes umgesetzt. Das beginnt mit einer begrifflichen Unschärfe oder Irreführung: Im Titel ist von „Childhood“ die Rede, eine Reihe von Beiträgen basiert indessen auf Erinnerungen aus der Jugend und den Jahren als junge Erwachsene. Als größeres Versäumnis erscheinen mir die zwar wortreiche, aber kaum selbstkritische Auseinandersetzung mit der gewählten Methode der Autoethnografie und die fehlende Diskussion über den empirischen Ertrag der Aufsätze. Quellenmaterial aus retrospektiver Erinnerung an die eigene(n) Kindheit(en) wird nicht gegenüber anderen Quellengattungen abgewogen, eingeordnet und begründet. Ego-Dokumente und Fotos dienen allenfalls als Illustration des Erzählten und werden nicht für eine tiefergehende Analyse und Interpretation genutzt. Warum diese Geschichten in dieser Form von diesen Personen als autoritäre Quellen dienen können und sollen, wird nicht diskutiert. Offenbar gilt die biografische Koinzidenz, im Sozialismus Kind gewesen zu sein, als hinreichendes Kriterium für eine Beteiligung am Sammelband. Und schließlich entziehen sich die Autor\*innen einer Diskussion darüber, ob das, was sie erinnern und erzählen, zumindest bis zu einem gewissen Grad verallgemeinerbar ist. Der hier vorgeschlagene Ansatz kennt keine „falschen“ Erinnerungen, sondern deutet diese als Ausdruck der Vielfalt und der Überlagerung von Diskursen und Narrativen. Einerseits werden also subjektive Erinnerungen als objektive Quellen genutzt, andererseits werden die Kindheiten nicht fassbar, sondern stehen als individuelle Erfahrungen ohne gemeinsamen Bezugspunkt nebeneinander.

Ein weiteres Problem ist die mangelnde Auseinandersetzung mit dem Forschungsstand der Zeitgeschichte der Region. Auch wenn die Autor\*innen überwiegend nicht der Geschichtswissenschaft zuzuordnen sind, erheben sie doch den Anspruch, Wissen über vergangene Gesellschaften zu produzieren. Dazu hätten sie sich zumindest grob in der bestehenden Erforschung dieser Vergangenheit verorten müssen. Diese ist keineswegs so simplifizierend und ideologiebeladen wie die Ein- und Ausleitungen des Bandes es suggerieren. Aufgrund dieses Ausblendens gelingt es eben nicht, differenzierte Erklärungen über die Verbindungen zwischen den individuellen Narrativen und den politischen, sozioökonomischen und soziokulturellen Strukturen und Bedingungen der jeweiligen sozialistischen Gesellschaften zu liefern. In mehreren Beiträgen (Lenart-Cheng und Luca, Oates-Indruchová, Kašparová) wird beispielsweise das Stereotyp von der Familie als Refugium vor staatlichem Zugriff bemüht. Schule, Wissenschaft und gesellschaftliche Organisationen erscheinen als monolithische Akteure, denen die Kinder (und ihre Familien) eher machtlos gegenüberstehen. Letztlich lernen wir also nicht nur nichts wirklich Neues über Kindheit, wir lernen auch nichts wirklich Neues über die Funktionsweisen, Beziehungen und Transformationen innerhalb (post)sozialistischer Gesellschaften.

Zweifellos entwirft dieser Band mit Nachdruck herausfordernde Zugänge und plädiert überzeugend für eine Berücksichtigung des Kindes als gesellschaftliches Subjekt. Die Ausführungen zur Kolonisierung der sozialistischen Kindheit durch westliche Wissenschaften regen zum Nach- und Überdenken des eigenen Standpunktes und der Bestimmung des Quellenmaterials an. Darüber hinaus werden jedoch viele Chancen verpasst und Potenziale vergeben. Positiv gewendet, kann dieser Band als Einladung verstanden werden, Kindheitsgeschichte in interdisziplinärer Perspektive mittels ungewöhnlichen Quellenmaterials zu betreiben und die oben skizzierten Probleme und Hindernisse in neue Forschung zu übersetzen.